

## **Ergo cantemus! – Fiktionen und Realitäten im studentischen Liedgut**

(Zum Verbändekommers in Lüneburg am 1. Februar 2019)

Hohes Präsidium! Hohe Festcorona!

Die Szene muß von großer Innigkeit gewesen sein: Zwei junge Männer verabreden sich in einer Kneipe am Ufer der Saale, weil der eine die Schwester des anderen heiraten und die beiden einander noch vor dem großen Familienfest kennenlernen möchten. Sie sind sich noch nie begegnet, aber als ihr Blick sich trifft, erkennen sie einander und begeistert reichen sie sich die Hände, füllen die Gläser und trinken ein Vivat auf ihre Mädchen und ihre gemeinsame Heimat. Und da einer von ihnen ein begabter Dichter war und das Geschehen in Verse brachte, singen wir seither in euphorischem Ton von dieser Begegnung. Der Dichter war Wilhelm Müller, dessen Gedichtzyklen „Die schöne Müllerin“ und „Winterreise“ durch Franz Schuberts Vertonungen zur Weltliteratur wurden, der Bräutigam war der Medizinstudent Carl Adolph Basedow, der später durch die wissenschaftliche Beschreibung eines Schilddrüsensyndroms zu bleibendem Nachruhm gelangte.

Eine rührende Geschichte, mit der am Ort des Geschehens, der inzwischen zum Restaurant mutierten Buschenschank „Zum grünen Kranze“ in Kröllwitz bei Halle, unterhalb der Burg Giebichenstein, bis heute Werbung betrieben wird. Sie hat nur einen kleinen Schönheitsfehler: Sie kann sich so nicht zugetragen haben, denn als Müller und Basedow einander zum ersten Mal begegneten, war das Gedicht bereits gedruckt. Wie so oft wurde einem lyrischen Stimmungsbild ein konkretes Ereignis übergestülpt, wurde also die Fiktion zur Realität erklärt, was immerhin beweist, wie suggestiv die Macht der Poesie auf uns zu wirken vermag.

Die Grenzen zwischen historischer Wahrheit und poetischer Phantasie verlaufen oft in brüderlicher Nachbarschaft. Es ist der gerade Name Basedow, der uns hierfür ein Beispiel bietet. Denn der Großvater des eben genannten jungen Mediziners und Bräutigams war jener Johann Bernhard Basedow, der nicht nur als wegweisender Pädagoge und Philanthrop in die Geschichte einging, sondern auch als maßloser Raucher und Biertrinker, was auf einer gemeinsamen Lahnreise im Jahr 1774 die Abscheu des jungen Goethe erregte. Jahrzehnte später, genau am 3. Januar 1810, kam dieser darauf zurück, als er seinem Sekretär die Farbenlehre diktierte und dabei auf die Trugschlüsse Newtons zu sprechen kam. In diesem Zusammenhang zitierte er den alten Basedow, der gern zu sagen pflegte, die Conclusio „Ergo bibamus“ passe zu jeder Prämisse: Es ist schönes Wetter – ergo bibamus! Es ist ein hässlicher Tag – ergo bibamus! Wir sind unter Freunden – ergo bibamus! Es sind fatale Burschen in der Gesellschaft – ergo bibamus! usw. Das wäre doch, so meinte der Sekretär, der gesuchteste Kehrreim zu einem Trinklied. Und so entstand die Ergo-bibamus-Dichtung, weil Goethe gerade ein Geburtstagsgedicht für die preußische Königin Louise benötigte. Wann immer wir dieses herrliche Trinklied singen, das übrigens durch die Freimaurer-Liederbücher Verbreitung fand und erst nach und nach zum Studentenlied wurde, huldigen wir also der Monarchin, Gattin Friedrich Wilhelm III., die als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit galt und sich vergeblich einer

demütigenden Unterredung mit Napoleon gestellt hatte, um mildere Friedensbedingungen für ihr Volk zu erreichen, was ihr dessen volle Liebe sicherte. Wir tun es mit den Versen: „Es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor, da leuchtet ein Bildchen, ein göttliches, vor ...“, deren Widmung absolut konkret ist und das Bild der durch den Vorhang auf den Balkon tretenden Königin suggeriert. Und dennoch blieben die Verse Fiktion. Denn Goethe lieferte seine Strophen zu spät ab, und sein Freund, der Komponist Carl Friedrich Zelter, setzte sie zwar sofort in Töne, plante sie aber notgedrungen für die Geburtstagshuldigung des Folgejahres. Aber dazu kam es nicht mehr; Louise von Preußen starb zuvor, erst 34 Jahre alt. Goethes Verse waren unversehens zur Apotheose geworden.

Der Begriff „Studentenlied“ ist wissenschaftlich nicht definiert. Er subsumiert also alles, was von Studenten oder für Studenten geschrieben wurde oder den Studenten zur handelnden Person erhebt. Unsere Kommersbücher sind also ein Sammelsurium, das weit über den studentischen Rahmen hinaus weit in den Bereich der Volkslieder, Vaterlandslieder und Soldatenlieder hineingreift. Vieles, was unsere Kommerse erst zu klangvollen Feiern werden lässt, hat seine Wurzeln außerhalb. Um bei Goethe zu bleiben: Das beliebte „In allen guten Stunden“ war anfangs ein Hochzeitslied für Goethes Jugendfreund Johann Ludwig Ewald, den Pfarrer von Offenbach am Main, der darin besungene Bund war also der Ehebund, und erst durch Umdichtungen und Umdeutungen wurde daraus der den Wein verherrlichende Festcantus unserer studentischen Lebensbünde.

Urstudentisch *ab ovo* ist aber freilich der Hymnus auf die alte Burschenherrlichkeit, wiewohl auch er von einem Konflikt umwölkt bleibt. Seit 1825 können wir ihn nachweisen, und jahrzehntelang blieb sein Autor unbekannt, bis sich 1877 auf dem Marburger Universitätsjubiläumskommers der alte Sanitätsrat Eugen Höfling aus Fulda als Dichter zu erkennen gab. Hoch gefeiert und bejubelt starb er nur drei Jahre später, und bald darauf wurden Zweifel an seiner Autorenschaft laut und bilden bis heute einen Meinungsstreit unter Studentenhistorikern. Vor allem der Umstand, dass er diese treffenden Verse als Schüler geschrieben haben muß, erregte Verdacht. Die Pro- und Contra-Argumente können hier und jetzt nicht abgewogen werden, deshalb nur soviel: Ich selbst bin Höflingianer, ich glaube also an seine Autorenschaft und zweifle mehr an den Argumenten der Zweifler. Was der Dichter besungen hat, ist auch nicht der Zustand fortgeschrittener Philiströsität, sondern der Abgang der Altburschen, also der Fertigstudierten hinaus aus der Burschenherrlichkeit und hinein in den Ernst des Lebens. Der breite Stein ist damit zum studentischen Topos geworden, also der erhöhte Mittelgang auf den alten Straßen, den man nutzen musste, um nicht in Unrat zu treten, und auf dem der Niederrangige dem Höherrangigen auszuweichen hatte. Höfling selbst war später in eine solche Begegnung verwickelt und verteidigte seine Position mit Würde und Erfolg.

Sprechen wir aber von *topoi*, dann dürfen wir einen nicht vergessen, der unsere Kneipseligkeit von frühesten Fuchsentagen an stimuliert. Es ist die Wirtin unter der blühenden Linde, dieses Wunschbild spätpubertierender Begehrlichkeit, die es unter libidinösem Überdruck bislang auf rund 300 Strophen gebracht hat. Hat es sie gegeben oder nicht? Die Antwort ist erst einmal eindeutig:

Nein. Der Dichter selbst, der thüringische Romantiker, Junggeselle und Leipziger Landsmannschafter Rudolf Baumbach, hat sich – genervt von zahllosen Anfragen und den Ansprüchen dreister Gasthöfe, Vorbild der Dichtung zu sein – authentisch dazu geäußert: Bloß eine Redewendung zweier Mädchen, die er auf einer Wanderung aufgeschnappt hatte, regte ihn zu seinen Versen an: „Lass dich nie mit Studenten ein, die stehlen dir das Herz aus dem Leib“. Wir finden sie in der 5. Strophe verarbeitet: „Spricht zu ihm das schöne Weib: / Hast ja noch ein Herz im Leib, / lass mir’s, trauter Wanderer ...“. Alles andere ist Phantasie. Aber was hat es nun mit jener Lindenwirtin zu tun, die in Godesberg am Rhein zur letzten großen Studentenmutter wurde, dem legendären Aennchen Schumacher? Sie und Rudolf Baumbach sind einander nie begegnet. Aber in ihrem Gasthaus, das sie ab ihrem 18. Lebensjahr führte, wurde das Lied natürlich gesungen und von ihr selbst begleitet, die sogar ein eigenes Kommersbuch samt Klavierausgabe herausgebracht hatte. Hier herrschte eine entspannte Atmosphäre des Burgfriedens und standen den Studenten sieben Kneipräume mit eigener Bierorgel zur Verfügung. Erst eine Altherrenrunde im Jahr 1885 dichtete in gehobener Stimmung jene Zusatzstrophe, die Baumbachs Lied mit Godesbergs Aennchen zusammenbrachte: „Wisst ihr, wer die Wirtin war, schwarz das Auge, schwarz das Haar, Aennchen war’s, die feine. Wisst ihr, wo das Wirtshaus stand, jedem Burschen wohlbekannt, zu Godesberg am Rheine.“ Ab 1891 nannte sie ihre Anwesen „Zur Lindenwirtin“. 1935 starb sie, 75 Jahre alt, als Ehrenbürgerin von Godesberg – ein einmaliges Beispiel dafür, wie ein Produkt der Phantasie lebendig Gestalt anzunehmen vermag.

Figuren der Romantik finden wir reichlich in unseren Liedern. Eine solche ist auch der Zwerg Perkêo, dessen Einzug in das studentische Panoptikum wir dem badischen Dichter und Heidelberger Burschenschafter Joseph Victor von Scheffel verdanken. Die Person des Hofzwergs und „Kammerherrn des Königs aller Fässer“ ist historisch, auch wenn wir wenig von ihm wissen. Er war ein Knopfmacher aus Welschtirol, hieß mit Vornamen Clemens und wurde 1716 von Karl Philipp aus Innsbruck mitgenommen, als dieser den kurfürstlichen Thron bestieg. Da er im Streit mit den Protestanten Heidelberg bald verließ und seine Residenz nach Mannheim verlegte, dürfte auch Perkêo nur knappe zwei Jahre bei ihm in Heidelberg gewesen sein und diese Frist zur sagenhaften Leerung des damals 220.000 Liter Fasses, des sogenannten Weinschiffs, zur Verfügung gehabt haben; ein authentisches Bild Perkêos können wir im kurpfälzischen Museum finden.

Wieder treffen sich also Realität und Fiktion. Aber wie gesagt: Unser Perkêobild ist von Scheffel geprägt, der während des 19. Jh. mit seinen Gedichten eine neue, speziell studentische Heidelberger Romantik schuf. Sein Perkêo ist kein missgestalteter Alkoholiker, denn der Dichter legt ihm die ganze Enttäuschung seiner an Revolution und Parlamentarismus gescheiterten Generation in den Mund: „Um lederne Ideen rauft man manch harten Kampf, es ist im Grund doch alles nur Nebel, Rauch und Dampf. Die Wahrheit liegt im Weine ...“ – das ist keine Saufattitüde, das ist Weltflucht. Und was kurz zuvor durch Goethes Westöstlichen Diwan bekannt wurde, die orientalische Dichtung des Hafis, erhob nun auch Scheffel zum Prinzip und ließ es seinen Perkêo zelebrieren: Wein-

genuss als Weg zu Verinnerlichung und Gottesnähe, zur Befreiung von Despotismus und – auch geistiger – Sklaverei, denn: „War’s drunten auch stichdunkel, ihm strahlte innres Licht ...“.

Scheffel, dessen Gedichte vor allem in der 1861 veröffentlichten Sammlung „Gaudeamus“ zusammengefasst und bis heute unabdingbares studentisches Kneipgut sind, bedürfen vielfach der Entschlüsselung, denn hinter dem scheinbar leichtfertig vorgetragenen Primat des Durstes verbirgt sich – ganz anders als bei dem nicht von Scheffel stammenden Lied von Kurfürsten Friedrich IV., dessen exzessive Vollräusche europaweit bekannt waren und dessen Tagebucheintragung vom 9. Juni 1598 tatsächlich wortwörtlich „bin ich fol gewessen“ lautet und Teil der weltberühmten Bibliotheca Palatina wurde – hinter Scheffels Gestus verbirgt sich ein gebildeter Geist mit manch konkreter, von den Zeitgenossen wohl verstandenen Anspielung. So ist seine Bibelparodie vom „Schwarzen Walfisch zu Askalon“, die auf Kneipen meist hemmungslos kaputtgegrölt wird, im tieferen Sinn auch eine satirische Kritik an den theologischen Tendenzen seiner Zeit, allen biblischen Wundern eine rationale Erklärung aufzupfropfen. Und der Cantus vom greisen Fürsten Bibesco, der hinterwärts von Temesvar Slibowitz soff, ist zwar nicht unbedingt eine Ode von aufklärerischer Strahlkraft, aber selbst der weist weit über die dumpfe Kneipgebärde hinaus, wenn man begreift, dass es einen Walachenfürsten Gheorge Bibesco damals tatsächlich gegeben hat und dass die Anspielung des Liedes auch den serbischen Magnaten Miloš Obrenović mit einbezieht, der Mitte des Jahrhunderts vom Wiener Exil aus starken politischen Einfluss ausübte und dessen Dynastie sich bis 1903 an der Macht hielt. Ein ironischer Kommentar zur Balkanpolitik also – Scheffels hintergründigem Humor wird man erst dann gebührend gerecht, wenn man ihn zu dechiffrieren vermag.

Gesang ist tiefster Ausdruck der Seele. Wie kaum eine andere Gefühlsäußerung vermag er Menschen zusammenzubringen, also spontane Gemeinschaft zu begründen und zu gestalten. Korporationsstudentisches Leben ist ohne Gesang kaum denkbar, und bis heute ist das gesungene Wort neben dem Tragen der Farben verbandsübergreifend das markanteste verbindende Element. Die Entwicklung der modernen Korporation, die als Reaktion auf die napoleonische Expansion entstand und nachhaltig von der Urburschenschaft geprägt wurde, hat mit ihrem Bekenntnis zu politischer Stellungnahme und ihrem gesellschaftlichem Gestaltungswillen natürlich auch zu einer Ideologisierung des Liedgutes geführt. Die Dichtung jener Zeit war von unmittelbarer Kraft und Begeisterung und einige der Gesänge von damals – etwa Arndts „Sind wir vereint zur guten Stunde“ oder Binzers „Kommt, Brüder, trinket froh mit mir“ – begeistern noch heute. Andere freilich wirken nach zwei Jahrhunderten nur mehr wie anachronistische Relikte – etwa die fatalistischen Schlachtgesänge Körners mit ihrer fast pathologischen Todessehnsucht. Und manches, was damals provozierend und revolutionär klang, etwa der den reaktionären Duodezfürsten demonstrativ ins Gesicht geschleuderte Begriff des Deutsch-Seins, hat im Geschichtsverlauf eine bittere Erosion erfahren und bedarf heute einer sensiblen Abwägung, taugt mehr als Lesestoff denn als Gesellschaftslied. Es ist nun einmal eine bedauerliche Folge der zerstörerischen Vorgänge des letzten Jahrhunderts, dass manche

noch so lauter gemeinte Äußerung des Patriotismus durch den Filter der Erfahrung unvermeidbare Assoziationen hervorrufen und dadurch zum nationalistischen Gebell zu gerinnen droht.

Für uns Couleurstudenten, die wir uns als geschichtsbewusst und geschichtsverpflichtet verstehen, sind diese Lieder eine Konstante, die des Zeitverständnisses bedarf und deren Bewahrung uns von zeitgeistigen und modischen Zweckgemeinschaften abhebt. Doch vaterländisches Bekenntnis, wenn es allzu parolenhaft vorgetragen wird, gleitet schnell ins Propagandistische ab. Deshalb bedarf deren Auswahl einer besonderen Sensibilität, die aber nicht von außen zu diktieren ist, sondern allein aus dem Verantwortungsgefühl und dem Geschmack unserer Bünde erwachsen muß.

Gerade deshalb möchte ich abschließend ein verteidigendes Wort zu einem Lied sagen, daß immer wieder – erst jüngst anlässlich eines österreichischen Couleurballes – als Nazilied diffamiert wird, obwohl es von hoher Ethik ist. Ich meine Max von Schenkendorfs „Erneuter Schwur“ vom Juni 1814. Der Autor ging dabei von einem Gebet des Novalis aus, das mit den Worten „Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu“ beginnt, und er warnte damit nach der erfolgreichen Völkerschlacht vor der drohenden Restauration, die in Wien durch Metternich vorbereitet wurde und in Frankreich bereits vollzogen war. Er mahnte vor einer Ermüdung und rief zurück zu den Idealen des 1808 in Königsberg gegründeten Tugendbundes, die es nun nicht aus Trägheit preiszugeben, sondern den „Traum von der Herrlichkeit“, also vom gesamtdeutschen Verfassungsstaat, in die Tat umzusetzen gelte.

Dieser inständige Aufruf an die „Gefährten der Jugend“ war bereits mehr als ein Jahrhundert lang Kulturgut, als er von der SS zum Standartenlied gewählt wurde und seither als solches stigmatisiert ist. Faktum ist aber, daß viele Korporationsstudenten, die in Konzentrationslagern gelitten haben, nach 1945 auf Kommersen gerade dieses Lied gesungen haben, weil es für sie die Brücke zurück zu den zwischenzeitlich geschändeten Idealen bedeutete. Dieses Lied seiner Aneignung wegen hinfort als Nazilied zu denunzieren ist so willkürlich wie unredlich. Und wem das noch zu wenig ist, dem rate ich zur Lektüre eines absolut unverdächtigen Zeugen, des Literaturnobelpreisträgers Heinrich Böll, der in einem autobiographischen Text schildert, wie er zusammen mit einem kommunistischen Schulfreund öffentlich gegen die HJ demonstrierte, indem beide das Lied „Wenn alle untreu werden“ anstimmten. So verfälschend kann einseitige Zuordnung sein.

Hohe Corona, unser Gesang ist nicht nur ein reizvolles, sondern auch ein vielseitiges Gut, das auf einer breiten Spur zwischen geschichtlicher Erfahrung und phantastischer Kreativität pendelt. Wir tun um der Lebendigkeit unserer Gemeinschaft willen gut daran, es durch aktive Pflege zu bewahren. Dazu ist es zwar hilfreich, aber nicht zwingend nötig, auch immer schön zu singen. Eines aber ist unabdingbar, daß wir unsere ureigenen Lieder auch richtig zu lesen verstehen.

*Quod erat demonstrandum. Gaudeamus igitur! Ergo cantemus!*

*Raimund Lang*